



Musik alter und neuer Meister Konzerte des Jugendkammerchores der KMU

Der Jugendkammerchor der KMU unter der Leitung von Dr. Michael Reuter gab im April weitere Konzerte: zunächst am 15. April im Heinrich-Schütz-Haus Bad Köstritz sowie am 29. April in der Kirche Johannisthal in Berlin-Schöneweide mit jeweils leicht veränderten Programmen. Sowohl alte Meister wie Schütz, Schein, Purcell als auch Volksliedbearbeitungen (Brahms, Bartók) und Lieder zeitgenössischer Komponisten wie Peter Erdmann, wurden u.a. vom Chor dargeboten. Bei beiden Konzerten wurde die sehr lebendige und frische Darbietung von Spirituals mit besonderem Applaus aufgenommen. Eine Besonderheit erliefen die Konzerte durch Klavier- bzw. Orgelstücke, gespielt von Frank Peter. Weitere solistische vokale und instrumentale Beiträge von Chormitgliedern rundeten die Programme ab.

Am 29. April erlangte in der Kirche „Zur frühen Botschaft“ Berlin-Karlshorst das Oratorium „Israeliten in der Wüste“ von Carl Philipp Emanuel Bach, das bereits 1988 aus Anlaß des 200. Todestages des Komponisten vom Jugendkammerchor der KMU in Leipzig und Borna aufgeführt wurde. Diesmal musizierte der Chor gemeinsam mit dem Kammerorchester der Hochschule für Musik „Hanns Eisler“ Berlin unter der Leitung von Christoph Sandmann, selbst Student an der Hochschule. Er verstand es, die Musikfreude und Begeisterung aller Beteiligten zu einer eindrucksvollen, künstlerisch wertvollen Darbietung zu führen. Großen Anteil am Gelingen hatten auch die Solisten. Judith Engel, Sopran I, überzeugte durch eine sichere, klare Gestaltung der Linien und Leichtigkeit der Höhe, während Anke Markert, Sopran II, durch ihren warmen, weichen, doch voluminösen Stimmklang und ihre einfühlsame Interpretation beeindruckte. Die Darbietungen von Torsten Söring, Tenor, und Henrik Czerny, Bariton, waren von guter Stimmführung und Ausdruckskraft gekennzeichnet. Alle vier Solisten sind ebenfalls Studenten der Berliner Musikhochschule. Sie bewältigten ihre teilweise sehr anspruchsvollen Partien überzeugend und engagiert, was die Aufführung zu einem besonderen emotionalen Erlebnis werden ließ. Lebendige Musikfreude und künstlerische Meisterhaftigkeit von Chor, Orchester, Solisten und Dirigent waren die Grundlage für eine rundum gelungene Interpretation des vornehmlich harmnisch und durch die Instrumentierung interessanten Oratoriums. Die Darbietung wurde zu einem für die Zuhörer und Musikliebenden gleichermaßen bewegenden Erlebnis.

Dr. SUSANNE KETZER

Musikabend

Einer schönen Tradition folgend, fand am 20. April im Kammermusikkolleg der Hochschule für Musik der Sektion Mathematik der Abteilung Mathematik statt. Mitarbeiter, Studenten und Gäste boten ein über 90 Minuten breit gefächertes Programm mit Werken von Georg Philipp Telemann (1681 bis 1767), Georg Friedrich Händel (1685 bis 1759) und Frederik Chopin (1810 bis 1849), die mit viel Beifall vom Publikum aufgenommen wurden. Der gelungene Abend brachte den Besuchern und den Mitwirkenden viel Freude.

Konzert • Konzert •

Am Montag, dem 29. Mai, findet um 20 Uhr im Großen Saal des Neuen Gewandhauses das 4. Universitätskonzert 1988/89 statt. Auf dem Programm stehen Werke von Felix Mendelssohn Bartholdy (Te Deum), Johann Sebastian Bach (Präludium und Fuge Es-Dur, BWV 253) und Zoltan Kodaly (Laudes Organi). Unter Leitung von Wolfgang Unger begleitet Ulrich Böhme und Gert Loth den Capelli- und Favorit-Chor Leipzig an der Orgel.

Das Karnickel auf der Bühne

Zur neuesten Inszenierung im Beyer-Haus: „Prometheus“ von Jo Fabian

Bedecke deinen Himmel, Zeus! Es kommt; Prometheus, der den Menschen so nahe Göttersohn; zu bringen das Feuer, zu sterben den ewigen Tod. Prometheus, der Revoluzer?

Das war er schon bei Goethe sowie in zahlreichen Um- und Ausdeutungen, die der Prometheus-Mythos in der Weltliteratur erfährt. Das geradezu revolutionäre Aufgehoben des oft zum Wirklichkeits-nahen Heiligen stilisierten Menschenfreundes Prometheus – es läßt sich nicht auf die Tat begrenzen, den Menschen Feuer zu bringen, nicht auf das Unerbittliche, dem Götterreigen die Stirn zu bieten, und nicht auf die Strafe ewigen Leids.

Dieser Stoff ist von nachhaltiger Aktualität, die identifikative Beliebtheit des bekannten Goethe-Gedichts (auch bei Nicht-Freunden klassischer Literatur) sowie die mehrfache Verwendung des Sujets auch in der einheimischen Dramatik mögen als Belege hierfür ausreichend sein. Diese Grundstrukturen menschheitlichen Werdens wirken fort und fort, erfahren Bereicherung durch neue Erfahrungsmuster und unterliegen stets gegenwärtiger Umformung und Bereicherung.

Dies deutlich zu machen, unternahm Jo Fabian (dessen szenische Annäherung an Brechts „Baal“ noch immer Gesprächsstoff bietet) mit dem Versuch, eine Gerade aus dem antiken Mythos ins nach vorne offene Heute zu verlängern. Gemeinsam mit dem Poetischen Theater „Lacis Fürberg“ der KMU und exklusiv für dieses Ensemble entstand „Prometheus“. Erinnerung nach vorn“, eine interessante und auf Entdeckung zielende Collage des ungenutzten Prometheus-Verständnis eigener Theaterästhetik äußert sich darin ebenso wie das Vermögen, Textstrukturen zu entwickeln, die auf Entwicklung aus sind. Da gibt es (in formaler Anlehnung an Heiner Müller, die jedoch eine fruchtbar Auseinandersetzung mit der Methodik dieses so wichtigen und

für schon viele Jüngere anregenden Autors darstellte) parabelhafte Durchdringungen, Wort- und Textaufbrüche, Klammerungen, Andeutungen und zahllose Offenheiten. Die Stückvorlage beläßt nichts bei derkömmlichen Stoff-Ansichten und wenig bei bekannten Schreibweisen und Aneignungsmustern; und selbst Zeus ist hier nicht mehr Zeus. Griechische und römische Mythen sind verwoben mit Gegenwart, um möchte meinen, hier ist von Durchdringungheit gesprochen, die menschliche Bezüge in ihrer Gesamtheit ausdrücken will. Aber davon ist nichts gesagt, wie auch so vieles weiteres am und zum Stück dem Betrachter überlassen bleibt, es anzunehmen und nach Möglichkeiten auszudeuten.

Ist schon der Text von einiger Vielschichtigkeit – obwar es im Grunde „nur“ darum geht, daß Prometheus, Jupiter, Herakles und Epimetheus einander verfallen sind, sich in Anhängigkeiten ausgeliefert sind und trotz der verschiedenen strukturierten Machtverhältnisse (die unterschiedliches Verhalten natürlich auslösen) sich nie aus einem Netz von Gefährdungen und Verantwortung flüchten können – die Umsetzung trägt noch obendrein weniger zur Aufhellung denn zu variabler Anregung bei. Sie entwirrt nicht, interpretiert und verdeutlicht, sondern unterstreicht das denkbar Anliegen Fabians, Erfahrungen- und Erkenntnisfrageliebt sichtbar zu machen und sie gleichzeitig in Frage zu stellen. Die so erzielte Wirkung bringt kein Aha und Fertig, sondern eher dem Anstoß zu sinnlicher Selbstbefragung. Ideenreich die Dramaturgie und die Gesamtausstattung, von sparsam unterhaltsam bis hin zu nachdenklich-berührend das Zusammenspiel von Text und Inszenierung, Vielfältigkeit der medialen Bestandteile – konventionelles und verzerrtes Sprechtheater, pantomimische Bewegungsskizzen, von Beleuchtungseffekten über Film- und Bildblenden bis zu musikalischen Klangmo-

stern, die mal nur Geräuschkollage bilden und vom Gang der Geschehnisse (mal auch voll nahezu beiläufiger Wirkung sind. Zur Ausstattung zählen eins, zwei, drei und plötzlich Hunderte von Tennisbällen, außerdem mummelt ein (bedauerlicherweise) Kaninchen auf der Bühne. Im ansonsten schlichten, weiß ausgeschlagenen Saal kommen die teils metaphorischen Kostüme recht zur Geltung. Dankbar gekleidet mit Leuchtvorsätzen das Götterquartett, von Judy Lybke, Mario Tust, Frank Liebscher und John Morgenstern nahezu übereinstimmend in Intensität und Verhaltenheit gespielt. Die drei Kommentatoren (die bringen Bezüge zur Welt und deuten das Geschehen ein wenig aus) konstituieren in roten Kleidern und werden von Juana Perke, Elke Schumann und Friederike Sinnigen verkörpert. Eine dritte Gruppe kommt ganz in Weiß daher, sie eröffnet und beschließt das „Extempore in motion“, wie der Untertitel heißt, als Modell einer Einsicht in Menschheitsverhältnisse archaischen Gewissens und ebenso unbestimmten wie folgenreichen Werdens.

Es sind recht individuelle Ansprüche an Theater und Wirkungsfunktionen gestellt. Auch wenn nicht alle Regieeffekte sofort durchschaubar sind – das müssen sie nicht, solange gedankliche Auseinandersetzung provoziert wird – und nicht in jedem Detail von Originalität strömen (warum nicht auch abschauen, was anderswo als interessante Anregung vorliegt?). Jo Fabians „Prometheus“ am Unlitheteater zu erleben, bietet 90 Minuten lang die Möglichkeit, sich von den aufgetragenen Textstrukturen und dem Erleben der Fülle an Eindrücken gefangen nehmen zu lassen und verhilft Nach-Denken zu Geschichte, Mythos und tatsächlichem Heute. Es läßt schließlich dem darstellerischen Vermögen des Ensembles sowie dessen technische Leistungsfähigkeit große Achtung zollen.

M. E.



Szenenaußenschnitt aus dem Volker-Braun-Abend der Leipziger Theates.

Seid Realisten, verlangt das Unmögliche

Lyrik und Prosa von Volker Braun in der NEUEN SZENE

Volker Braun hat im letzten Jahr als auf dem stillen Papier des sehr viel veröffentlicht: „Arbeit für Morgen“, „Verheerende Folgen mangelnden Anscheins innerbetrieblicher Demokratie“, Besser gesagt, es wurde veröffentlicht, was schon längere Zeit den Verlagen vorlag, zum Beispiel die anderthalb Jahrzehnte alte „Unvollendete Geschichte“.

Die Auswahl Matthias Cahers benutzt die Struktur des Hinnerk-Kunze-Romans, die eine Basis für anekdotische Abschweifungen herstellt, dann andere vertraute Texte Brauns einfügt und von Sebastian Ullrich am Klavier gelehrt und mit kleinen Improvisationen durchbrochen wird. Ob es um ein Gespräch im Hause des Cahers oder um einen jungen Nikaraguaner geht, der die Welt wie sie ist sieht – der Vortrag dreier Schauspieler ist vorzüglich, verleiht den Texten eine beim Lesen schwer zu erahnende Lebendigkeit. Dugmar Dempe fungiert dabei mehr als verbindende Erzählerin, Dieter Bellmann und Gert Günchow reißen dann die Widersprüche dialektisch auf, zum Teil herrlich ausgenutzt.

Einer von Brauns schönsten Aphorismen lautet: „Wir lernen dazu, was wir schon immer gewußt haben.“ Mit Braun lernen wir, daß wir schon immer mehr gewußt haben.

THOMAS IRMER

Foto: HELGA WALLMÜLLER



Er hat einen Roman über Hölderlin geschrieben, eine Geschichte über Mifika und eine Suite über Lenau (zum Beispiel). Er ist befreundet mit DDR-Autoren wie Christa Wolf, Ingrid Noll, Stephan Hermlin und Uwe Kolbe. Und er ist ein Neugieriger, der mit dem Zug aus dem anderen deutschen Staat zu Besuch kam, dieses Mal in die „Mo-

Zwei Jahre nach ihrem Roman, 1978, erschien die unattrittene Hölderlin-Biographie des Franzosen Pierre Bertiaux, die 1987 auch in der DDR aufgelegt wurde. Welche Sicht haben Sie auf dieses Buch und seine Grundthese, Hölderlin sei nicht wahnsinnig gewesen?

Wenn ich das jetzt vereinfache, bleibt vieles unausgesprochen, was eigentlich dazugehört. Es kommt erstmal auf den Begriff „Wahnsinn“ an. Wie definieren Sie „Wahnsinn“? Für mich war das Anderssein wichtig. Es gibt Untersuchungen, die klarmachen, daß Hölderlin unheilbar unter schizophrener Schizophrenie – wahrscheinlich von seinem 16. oder 18. Lebensjahr an – gelitten hat. Es gibt gerade im Bereich der Schizophrenie sehr lange Pausen. Und sehr häufig wird diese Krankheit wieder wacherufen durch Pressionen, soziale und individuelle Notstände. Dies ist ganz eindeutig so, daß Hölderlin unter ganz bestimmtem Druck irritiert oder gekränkt oder krank reagierte. Und daß sich die Reaktionen beschleunig-

diesem Punkt war er auch unheilbar krank. Und wenn mir jetzt Pierre Bertiaux erklärt, er möchte einen heilen, gesunden Hölderlin, dann hat das für mich – ich habe ihm das ein einziges Mal gesagt – beinahe eine jenseitige Nuance dieses Gesundheitszustandes, der Heile, der Mensch ohne Riß. Pierre Bertiaux wollte das gewiß nicht. Aber die Argumentation zielt ein wenig dahin. Für mich hat Hölderlin einen Riß. Und der Riß ist auch mein Riß, und es ist gut, daß er da ist. Ich verteidige seine Krankheit. Er hat ein Recht auf sie.

Während Ihrer Lesung in der „Moritzbastei“ fragte Sie eine Studentin nach dem Umgang mit Quellen. Wie stellen Sie sich zum Verhältnis zwischen dokumentarischem Überlieferung und literarischem Freiraum?

Ich habe darüber in Frankfurt/Main die Poetik-Vorlesungen gehalten. Die heißen „Finden und Erfinden“. Für mich besteht überhaupt kein qualitativer Unterschied zwischen Finden und Erfinden, zwi-

Literatur im Zenit von Finden und Erfinden

Der Schriftsteller Peter Härtling las im FDJ-Jugend- und Studentenzentrum „Moritzbastei“

ritzbastei!“ Dort las er aus dem Hölderlin-Roman und war Gast beim Lyrikspektakel. Den Wein mag er kalt und trocken, und bei einem Blaustengler hatte er auch Zeit für das folgende Gespräch: Peter Härtling, Schriftsteller aus der BRD.

In Ihrem Roman sagt Hölderlin 1795 zu seinem Freund Mifika: „Es kann sein, daß das Endgültige, Vollkommene, Geförnte nicht mehr wichtig sein wird... Daß der Entwurf wichtiger sein wird als das Resultat...“ Mir fiel auf, daß Sie während der Lesung formulierten, Hölderlin habe wie selten jemand verstanden, was ein Entwurf wirklich sei. Welche Tragweite hat für Sie dieser Begriff?

Die Tragweite geht bei Hölderlin tief ins Werk hinein. Alle späten Hymnen sind Entwürfe, ausgenommen die „Friedensfeier“ und „Patrios“. Das Untertage ist die Haltung des Schreibenden, der in Schichten schreibt, entwirrt. Zum ersten Mal hat Sattler (Dietrich E. Sattler, Herausgeber der Frankfurter Ausgabe) klargemacht, daß alles zusammengehört, daß nichts, aber auch gar nichts, weggelassen darf, sondern daß die Spuren des Entwurfs die abläuft, die Verschiebungen, daß wir die mitnehmen müssen, um die Zielrichtung des Entwurfs zu begreifen. Und die Zielrichtung ist bei Hölderlin immer der Mensch, der sich im Entwurf zu erreichen versucht. Er hat es manchmal den „besseren Menschen“ genannt. Dazu kommt beim frühen wie beim ganz späten Hölderlin – er kommt ja aus einem Glaubensraum, ist pietistisch erzogen worden – die aufgebrochene Religion, aus der er ganz bestimmte Entwürfe mitnimmt.

ten, vom ersten Homburger Aufenthalt an, über Stuttgart, Hauptwil, Bordeaux. Die Charlotte von Kalb hat wirklich ein tolles Wort gesagt: ein Rad, welches schnell läuft. Es wurde ja auch immer rasender und unbegründeter. Also kann man einen Krankheitsverlauf oder Krankungsverlauf feststellen: Von dem Punkt an, von dem er beim zweiten Homburger Aufenthalt seine Position aufgibt, mit dem berühmten Ruf: „Ich will kein Jakobiner sein!“ – der ja dreifach bezogen ist – von



schon Fiktion und Material/Realität. Literatur ist Literatur, meine ich, erst dann, wenn sie sich genau im Zeit dieser Spannung ausspricht, austrägt. Kein Buch auf dieser Erde ist nur erfunden, und keines wird nur gefunden.

Nach Lesung und Diskussion sahen Sie sich auch den Film „Homage à Hölderlin“ von Herwig Kipping an. Wie hat er auf Sie gewirkt? Bei uns gibt es eine Menge ähnlicher Filme. Ich mag diesen Umgang mit Literatur nicht, aus einem einfachen Grund: Die Symbole, die verwendet werden, haben absolut nichts mit dem Text zu tun. Die Maske hat bei Hölderlin überhaupt nichts zu suchen. Mir sind auf Anhieb viele Symbole eingefallen, die er hätte verwenden können; der Strom, der Äther, die Pappeln. Das sind ja die Grundthemen Hölderlins. Die kamen hier nicht vor. So sind es lauter spätromantische Symbole.

Im Vorjahr brachten nun der Aufbau-Verlag Ihren jüngsten Roman „Wahlbücher Augen“ heraus. Auf dem Schutzumschlag werden Sie als „militanter Humanist“ bezeichnet. Was ist damit gemeint?

„Militant“ ist Quatsch. Ich hasse das Wort „militant“. Vielleicht ist das sogar ein Zitat, Ja, John Amery hat mal geschrieben, ich sei ein „radikaler Humanist“. Als solcher würde ich mich schon bezeichnen. Und sehen Sie „militant“ und „radikal“ – das ist schon ein Unterschied... (Das Gespräch führte BJÖRN ACHENBACH.)

Lyrik, Spektakel?

Anmerkungen zu einem Publikums-K.-o.

Spektakel sind nicht immer spektakulär. Das steht für den Großteil des Publikums nach diesem Abend fest. Was gab es denn am 5. Mai in dem völlig überfüllten FDJ-Jugend- und Studentenzentrum „Moritzbastei“? Mehr als ein Dutzend Veranstaltungen, nacheinander und parallel: Lesungen, Filme, Musik, Diskussions- und Auktionsrunden, im Vorprogramm des damit steunatändigen Abends wohl auch Theater. Der Aufbau-Verlag veranstaltete anlässlich der „Iba 89“ sein multimediales Spektakel Nr. 2 und verdoppelte etwa die Zahl der literarisch-musikalisch-filmischen Programme gegenüber dem Start im Berliner Babylon-Kino. Soviel daß ein einzelner nicht alles sehen konnte; soviel, daß die Veranstaltungen sich gegenseitig arg behinderten. Weniger wäre wirklich mehr gewesen. Und deshalb scheinen die Streiflichter nur schwach.

nuskripte feilgeboten wurden, aus Wer wollte, und das taten die meisten, konnte hin- und herlaufen und sehen, was es überall nur mit starken Behinderungen zu sehen und zu hören gab.

Diese chaotische überorganisierte Kommunikationslosigkeit kulminierte dann im vollständigen Aussperren des Publikums (mit Mitteln wie im Fußballstadion) vom Programm Bert Parzenfuß-Gorets mit „Ornament und Verbrechen“ plus Film, den hinter Reklamebannern keine sehen konnte. Für wen haben die das eigentlich gemacht? Falls es Spektakel Nr. 3 geben sollte, möchte beschied werden, daß die Voraussetzungen eines solchen Abends nicht ein vollstaptes Programmheft, sondern die Erlebniswelt des Publikums ist. Oder Spektakel Nr. 3 findet wie früher, zu Hause vor dem Bucherrival statt....

Foto: MICHAEL RUCKER

Die Nonstop-Lesung von ungefähr 21 Autoren in der Veranstaltungstonne mag die Basis des Abends gewesen sein. In den einleitenden Worten von Verlagsdirektor Elmar Faber war zu hören, daß die Lyrik im Zeitalter der Hochtechnologie und in einer Zeit „geistig enger werdender Räume“ bewahrt werden müsse. Dazu ist ein Verlag ja wohl auch da. Ob er aber seine Autoren in einem dreistündigen Lesungsmarathon unter den Bedingungen in der „mb“ untergeben läßt, ist tatsächlich eine Frage. Und so schien es, daß die meisten Autoren ziemlich lustlos gegen die Wand aus Lärm und schlechter Luft antraten, ihre Texte nur schlecht vortragen konnten oder wollten, oder gar scherzten (wie Kurt Drawert mit seinem Schweigegedicht). In guter Erinnerung blieben allerdings Döring und Eberhard Häfner, die ihre Botschaft auch im Vortrag überbrachten. Die danach angelegten Einzellesungen im Oberkeller fielen wegen des Geschreis von der Versteigerung, wo nun statt der Dichter ihre Ma-

Wer wollte, und das taten die meisten, konnte hin- und herlaufen und sehen...

Foyer der Oberen Zentralmensa die Ausstellung „Fotografie für Umweltaufwässerung“ zu sehen.

Kulturelles kurz ...

Noch bis zum 1. Juni ist im